



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Necker, Moritz: Margarethe von Bülow.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Margarethe von Bülow.



Es fehlt in der deutschen Literatur nicht an Gestalten, deren Schicksal uns tragisch berührt, weil der grausame Tod einem hoffnungsvollen Dasein mitten in seiner schönsten Lebensblüte ein jähes Ende bereitete; man denke an J. Chr. Günther, Hölty, Novalis, Collin, Büchner u. a. Doppelt rührend jedoch ist das Schicksal der deutschen Konsulstochter Margarethe von Bülow, der es bestimmt war, bei einer wahrhaft edeln Handlung, bei der Rettung eines Menschenlebens, jung zu sterben und allen begründeten Aussichten auf eine erfolgreiche literarische Laufbahn plötzlich entzogen zu werden, der es nicht einmal vergönnt war, die Buchausgaben ihrer Novellen zu erleben, welche nur zum Teil in Zeitungsfeuilletons und in Familienblättern dem Publikum bekannt geworden waren. „Am 2. Januar 1884 — so berichtet Julian Schmidt in dem Vorworte zu ihren Novellen (Berlin, Herz, 1885) — hörte Margarethe von Bülow, die mit ihrer Schwester auf dem Rummelsburger See Schlittschuh lief, den Rotschrei eines eingebrochenen Knaben; sie eilte sofort hinzu, sprang in die Öffnung, hob den Knaben empor, der auch gerettet wurde, sie selbst aber versank plötzlich unter dem Eise, wahrscheinlich von einem Herzschlage getroffen. Vergebens versuchte ihre Schwester sie zu retten: das heldenmütige Mädchen war tot, als sie unter dem Eise hervorgezogen wurde. . . . Da ihr Tod, erzählt Schmidt weiter, allgemeine Teilnahme erregte, wurden in den letzten Monaten zahlreiche Manuskripte von ihr abgedruckt; die Auswahl derselben in dem vorliegenden Bändchen hat ihre Schwester, die in treuer Liebe an ihr hing, besorgt. Sie war, als sie starb, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt: was bei größerer Reife aus ihr sich hätte entwickeln können, kann man nur vermuten. Ich selbst schöpfte aus ihrer Persönlichkeit die beste Hoffnung eines einstigen schönen Erfolges.“

In der Kritik, deren Beruf es nur zu häufig, um mit A. W. Schlegel zu reden, mit sich bringt, das Totgeborne totzuschlagen, ist nichts weniger angebracht, ja geradezu nichts lächerlicher als mattherzige Sentimentalität. Indes ist die Kritik niemals der Versuchung, sentimental zu werden, mehr ausgesetzt, als bei der Betrachtung von Werken, deren Schöpfer vor der Zeit der vollen Entfaltung ihres Talenten haben sterben müssen; niemals auch ist man mehr zur Überschätzung geneigt als angesichts solcher Erscheinungen, nie mehr geneigt, Mängel der künstlerischen Begabung auf Rechnung des unfertigen jungen Menschen zu setzen. So fristet mancher Name in der Literaturgeschichte sein Dasein, nur weil der Autor jung und hoffnungsvoll gestorben ist, so wurde manches hinter-

lassene Fragment eines gährenden Genies, wie etwa die dramatischen Entwürfe Georg Büchners, aus purer Sentimentalität seinem Werte nach ins Shakespeariſche aufgekauſcht. Offenbar hielt ſich der nichts weniger als ſentimentale Julian Schmidt dieſe Erfahrungen vor Augen, und um nicht in den gleichen Fehler zu geraten, zog er es vor, lieber etwas zu wenig als zu viel des Lobes über die Novellen der Bülow zu ſagen; darum fällt er das reſervirte Urtheil: „Was bei größerer Reife aus ihr ſich hätte entwickeln können“ u. ſ. w. Nun iſt aber ein neues Buch aus dem Nachlaſſe der Bülow erſchienen, die Erzählung *Sonns Briccius* (Leipzig, Grunow, 1886), und wenn man auch dieſes Werk kennen gelernt hat, dann erinnert man ſich unwillkürlich an das Schickſal der Beurteilung des gleichfalls jung verſtorbenen Franz Schubert. Ihm ſetzte der ängſtlich gewiſſenhafte Grillparzer die Grabſchrift: „Der Tod begrub hier einen reichen Beſitz, aber noch ſchönere Hoffnungen.“ Gegen dieſes reſervirte „aber“ trat R. Schumann in ſeiner klaſſiſchen Charakteriſtik des liederreichen Sängers auf und verwies auf den hinlänglich reichen Beſitz, den jener hinterlaſſen, um die Trauer über die unerfüllten Hoffnungen zurückzudämmen. In ähnlichem Falle fühlte man ſich auch hier beinahe verſucht, die Dichtungen Margarethe von Bülows gegen die ſtolze Beſcheidenheit des eignen Landsmanns zu ſchützen, wenn es uns nicht um eine ganz ſachliche Darſtellung ihrer Eigenart und keineswegs um eine Apologie zu thun wäre.

Wenn die volle Beherrſchung der Kunſtmittel bis zur Virtuoſität, wenn Klarheit über das eigne Wollen, wenn vor allem die ſichtbar errungene Unabhängigkeit von einem ſehr mächtig einwirkenden Vorbilde Kennzeichen der Reife ſind, dann muß man ſagen, daß die kaum vierundzwanzigjährige Margarethe von Bülow von einer verblüffenden Frühreife war.

Sie geht in ihren Novellen und zumal im „*Briccius*“ direkt auf die höchſten Ziele los: auf die Schilderung tiefer und originaler Charaktere. Erfindung, Handlung, Darſtellung, alles iſt der Charakteriſtik gewidmet. Sie hat eine große Begabung für landschaftliche Schilderung und iſt immer ſtimmungsvoll in den Naturbildern; aber ſie legt ſich ſelbſt Zwang an und ſtreicht die Malereien, wenn ſie ihr zu ſelbſtändig werden. Sie iſt von der größten Sparsamkeit in den Mitteln der Darſtellung; ſie ſpricht und läßt nur das Nothwendigſte ſprechen, in kurzen Sätzen, die zuweilen die Kraft von Naturlauten gewinnen. Sie reflektirt nie über ihre Figuren und Situationen, ſie ſchildert nur ſelten unmittelbar, ſie charakteriſirt nur durch Handlungen oder durch die Wirkungen der Figuren auf einander. Sie iſt von der größten Objektivität ihren Geſtalten gegenüber und frei von jeder abſtrakten Tendenz. Auch den Nebenperſonen trachtet ſie durch wenige Striche Perſönlichkeit zu verleihen. Ihre Phantafie bewegt ſich am liebſten auf dem Lande, in einer romantiſchen Naturumgebung, und da ſie viel herumgekommen iſt, vermag ſie für jede Handlung ein paſſendes Lokal zu wählen, deſſen Kolorit ſie mit realiſtiſcher Treue zeichnet.

Dabei ist folgender Umstand bemerkenswert. Julian Schmidt, der die Bülow aus persönlichem Bekehre kannte, erzählt mit unverhülltem Bedauern, obgleich er selbst nicht wenig zu der großen Geltung Turgenjews in Deutschland beigetragen hat: „Vielleicht war es ein Zufall, daß unter den neueren Dichtern sie hauptsächlich von Turgenjew angezogen wurde, der bei all seinen großen Schönheiten ein nicht ganz unbedenkliches Vorbild für junge Dichter ist.“ Wer da weiß, wie mächtig der große russische Dichter auf die poetischen Werke unsrer Generation eingewirkt hat, und die Novellen der Bülow von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, der muß fürwahr die seltene Energie und klare Selbständigkeit dieses jungen Talents bewundern. Denn nur in der Novelle „Der Fieberquell“ läßt sich die Spur des Turgenjewschen Einflusses merklich nachweisen, und hier bekundet er sich auch nur in der Natur- und nicht in der Menschenanschauung.

In dieser Eifersuchtstragödie werden die Menschen aus der volkreichen Stadt und die Bewohner des einsamen Waldes, also Kultur und Natur gegenübergestellt, und da heißt es von dem jungen Forstgehilfen, der kaum je aus dem Walde herausgekommen ist: „Diesem Kinde der Heide war die lösende Klage nicht gegeben; was ihn peinigte, er trug es mit sich durch die Einsamkeit als unentrinnbaren Begleiter. Er mußte schweigen, schwieg der Wald doch auch, von dem er täglich lernte. Theodor wußte so wenig von dem, was Menschen treiben, hier war Raum und Freiheit für jeden, hier konnte jeder arbeiten ohne den Nachbar zu drängen, hier lebten die Leute dürftig vom dürftigen Boden und verschenkten doch lieber, was sie hatten, als daß sie es verkauften. Er selbst hatte frischeren Sinn als die meisten seiner Landsleute, aber wenn einmal die unbewußte Harmonie seines Lebens gestört war, verwirrte er sich mehr und mehr durch die mißglückten Versuche, sie durch Grübeln wiederherzustellen.“ Und als dann dieser Theodor an dem geplanten Attentat auf den städtischen Rivalen nur durch dessen überraschende und beschämende Todesverachtung gehindert wird und sich aus Reue selbst die dem Nebenbuhler bestimmte Kugel durch die Brust jagt, da heißt es von diesem erschütterten Städter: „Hatte er das denn gewollt? Nein, sicherlich hatte ers nicht gewollt, er, der keine Fliege töten konnte! Aber draußen hob sich der Wind im Walde und erzählte den Fichtenwipfeln, wenn er sie kreuze: der Mensch haßt das Leben nicht, das Leben haßt ihn — und schüttelt ihn. Knackend, mit singendem Ton brachen die alten Äste. Und das erzählte der Wald, als Ottfried langsam zurückging, und die Wetterwolke am Himmel, die in des Bodens spärliches Korn ihren verderblichen Regen senden wollte. Und die Insekten im Moor und die schwankenden Gräser, alles, alles rief es ihm zu: Herunter, du Mensch, ohnmächtig bist du, wie wir!“ Und um „einen Teil der Schuld zu sühnen, die ihn beugte,“ schlägt er dem umstrittenen Mädchen — auch einem sehr anziehend gezeichneten Naturkinde — vor, ihn zu heiraten. Sie lehnt es jedoch wehmütig

ab. „Sie sah ihn einige Augenblicke stumm an und dann in die Luft hinein. Über ihr Gesicht breitete sich wieder der starre, ernste Ausdruck des Fatalismus, den die Natur, wo sie herrscht, dem Menschen aufzwingt.“

Hier, in dieser trübseligen Auffassung von der Gewalt der Natur über den Menschen, offenbart sich, wie ich glaube, die Abhängigkeit der Bülow von Turgenjew. Denn der deutschen Dichtung ist die Natur eine allliebende Mutter, an deren Busen das kranke Herz gesundet, dem Deutschen ist die Natur „vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Dual.“ Die Anschauung, daß sie der Feind des Menschen sei, ist spezifisches Eigentum des Dichters der weiten, wüsten Steppe, des Russen Turgenjew.

Aber merkwürdig ist, daß im übrigen sich ein Einfluß desselben auf unsre Dichterin nicht bemerkbar macht, ja daß sie in Motiven, die sonst die meiste Nachahmung fanden, z. B. durch Ossip Schubin, sich die vollständigste Unabhängigkeit von seiner Poesie bewahrte. Es ist bekannt, daß Turgenjews Männer man kann sagen durchwegs schwache, disharmonische, energielose Menschen sind, daß Turgenjew mit Vorliebe das Hamletmotiv in wirklich bewundernswerter Weise variierte; die Gestalten der Bülow hingegen sind ebenso Menschen von ganz ungewöhnlicher Willensstärke, von einer Macht der Leidenschaft, die vor dem äußersten nicht zurückschreckt, und als ihre ganz besondre Eigentümlichkeit kann man die Vorliebe bezeichnen, aus der gestörten Harmonie mit sich selbst, in Naturen, die sonst mit der vollsten Selbstbeherrschung durchs Leben gehen, die tragische Katastrophe abzuleiten. Das sahen wir schon bei dem jungen Förster; auch sein Nebenbuhler, der Städter Otfried, wird als eine von Haus aus harmonische Natur charakterisiert: „Man sah es ihm nicht an, nicht an dem biegsamen Körper, nicht an den leichten Bewegungen, viel weniger noch an den himmelsguten Augen: das Leben war noch niemals stärker gewesen als er. . . Er hatte als junger Mann dem Vergnügen gelebt, er wollte sehen, was das Leben bot; aber sein scharfer Blick ließ ihn richtig greifen, er kam niemals mit sich selbst in Kampf, und den klaren Blick der schönen Augen brachte er ungetrübt aus der Sturmzeit heraus.“ Und als dieser Mann dann das Fieber in sich spürt, da wird erzählt: „Seine Gedanken nahmen eine so bedenklich romantische Richtung, daß er sich bestürzt nach dem Puls griff: Fieber! Sobald ers wußte, wurde er darüber Herr.“ Das ist wohl der vollste Gegenatz zu Turgenjewscher Unmännlichkeit.

Und erst der Oberleutnant Percy in der gleichnamigen Novelle, wohl der originellsten, die der Band enthält. Auch er ein Mensch, der sich davor fürchtet, die Herrschaft über sich selbst zu verlieren: „Denn so etwas, was einem über Kopf und Willen wächst, ist ein Unglück, da magst du nun darüber denken, was du Lust hast,“ sagt er selbst einmal. „Percy ist ein ganzer Kerl und ich mag ihn. Fein, ja furchtbar fein — er faßt keine Thürklinke ohne Handschuhe an — aber wenn's Not thut, greift er mit denselben Händen in glühendes Eisen und

hält fest. Ein Kerl wie Stahl“: so charakterisirt ihn Kamerad Krimman, der es noch am eignen Leibe erfahren sollte. Dieser Percy ist ein prächtiger Mensch, so streng verschlossen er auch ist, ob seiner Redlichkeit lieben ihn alle. Ein Engländer von Geburt, steht er in österreichischen Diensten und liegt eben in einem ungarischen Neste — das Lokalkolorit des Fußtenlebens ist hier meisterhaft wiedergegeben — in schläfriger Garnison. Es ist dort Sitte, daß jeder Offizier sich, ganz ritterlich, für die Garnisonzeit einer einzigen Dame ausschließlich widmet, die auch ihrerseits nur seine Huldigungen annimmt. Es fällt auf, daß Percy, der vor einiger Zeit aus England zurückgekehrt ist, dieser Sitte nicht huldigt; man spricht von einer geheimnisvollen Schönheit, die er mitgebracht habe, und die ihn ganz aus Haus fesselt. Aber Percy selbst erzähle uns die Wahrheit. „Es war auf der Rückreise in Pest; ich kam frühmorgens aus der Stadt in den Gasthof zurück und hörte dort auf dem Gange zwei Mädchen streiten: die eine weinte, die andre schien jene ihrer Häßlichkeit halber zu verhöhnen. Als ich mich näherte, gingen sie auseinander, die Weinende mir entgegen. Sie hatte das Gesicht in die Schürze verborgen; ich sah ihre prachtvollen Arme, die gerade, ebenmäßige Gestalt — und sagte ihr, daß sie herrlich gewachsen sei; ich sagte es in hellem Ärger über die boshafte Blondine. Das Mädchen ließ die Schürze fallen, und nie zuvor habe ich einen so seligen Blick entgegengenommen.“ Zufällig wurde Percy an demselben Tage verwundet, und Julischka kam, ihn zu pflegen. „Die weiche Berührung that mir gut; ich schlief stundenweise, und wenn ich erwachte, sprachen wir miteinander. Sie sagte, sie habe nichts auf der Welt, es möge sie niemand leiden, weil sie so häßlich sei; sie sagte es nicht vorwurfsvoll, nur wie eine traurige Thatsache, und je länger ich sie anhörte, desto weniger konnte ichs begreifen. Ihre Stimme war so weich, und dann lachte sie bisweilen — wie ein kluges, ganz, ganz unerfahrenes Kind. — Als ich morgens erwachte, war sie knieend, mit dem Gesichte auf meinem Bette eingeschlafen. Sobald ich mich bewegte, sprang sie auf und ging hastig fort. — Erst als es dunkel wurde, kam sie wieder; — ich hatte den ganzen Tag auf sie gewartet und war erregt. — »Warum bist du so lange fortgeblieben, Julischka?« — »Wenn es hell ist, magst du mich doch nicht um dich haben!« erwiderte sie. Da befahl ich ihr das Licht anzuzünden, und als sie's neben das Bett gestellt hatte, sagte ich: »Nun komm her und gieb mir einen Kuß.« So war das. Als mein Fuß geheilt war, mußte ich fort, und sie — sie sagte: »Schieße mich tot!« — Derlei wäre vielleicht manchmal garnicht unrichtig, wenn's möglich wäre. Was meinst du?“ Das Bild dieses großherzigen Mannes wird von der Bülow mit Liebe ins einzelne ausgeführt. Die Handlung ist auch hier eine Eifersuchtstragödie, aber aus Mißverständnissen, die den jähren Percy unglücklich verwirren.

In dieser Vorliebe dafür, aus der Verwirrung des Gefühls die tragische Katastrophe abzuleiten, erinnert Margarethe von Bülow einigermassen an Heinrich

von Kleist, wie sie überhaupt durch ihr energisches Naturell und die Liebe für starke, leidenschaftliche Charaktere, zu denen noch andre hinzutreten, die an überreiztem Pflichtgefühl leiden, sich als eine Geistesverwandte des großen, spezifisch preussischen Dichters offenbart.

Zunächst stehen sich in der vollendetsten Novelle der Sammlung „Der Herr im Hause“ zwei gleich willensstarke, selbstherrliche Menschen gegenüber, ein Mann und ein Weib, die sich lieben, aber nur verbinden können, nachdem das Weib sich dem Manne unterworfen hat. Die Handlung ist hier mit sehr glücklichen Naturbildern in die Mark verlegt. Die Müllerin Jette von der Buchenmühle hat einen trunksüchtigen Taugenichts zum Manne; sie führt das Regiment im Hause, wie sie's schon als halberwachsenes Mädchen bei ihrem kinderreichen, früh verwitweten Vater geführt hat. Und bei ihrer wackern Wirtschaft gedeiht das Geschäft ganz trefflich. Sie hat einen tüchtigen Gesellen, dem sie wegen seiner Brauchbarkeit eine vertrauliche Stellung in ihrem Hause einräumt, aber jeden Übergriff aus seiner Dienstbarkeit energisch, oft auch handgreiflich abwehrt; sie kann es thun, denn sie ist auch körperlich eine starke Person. Da lernt sie den Schulmeister des Dorfes, Bronkow, kennen: einen hübschen, aber äußerlich schwachen Jungen, einen menschen scheuen, verschlossenen, sehr empfindlichen Mann, aber hinter dem schwachen Aussehen verbirgt sich ein scharfer Geist, ein klarer Beobachter, ein unbeugbarer Wille. Dieser Bronkow verliebt sich in die Müllerin; ihr herrisches Wesen jedoch, die Art, wie sie mit ihrem Gesellen verkehrt, dem er eifersüchtig jedes gute Wort der Müllerin mißgönnt, stößt ihn wieder von ihr ab. Es wird nun sein Kampf gegen die Leidenschaft, sein Ringen mit dem Nebenbuhler geschildert, der dem durch die Leidenschaft auch physisch stärker gewordenen Schulmeister das Feld räumen muß. Zufällig stirbt auch noch der Mann der Müllerin und diese, welche längst Bronkow lieb gewonnen, schlägt ihm vor, sie zu heiraten. Aber da kommt sie schön an. „Was sagst du? — Ich frage, ob du zu mir kommen willst und bei mir bleibst. — Ich hierher kommen? rief er und seine Augen flammten auf — daß du mich von einem Winkel in den andern schiebst, hier auf den Stuhl drückst, wie eine Puppe, über mich weg mit einem andern . . . Nie — und wenn es um mein — und dein Leben ginge — mich hier zu Tode trinken! Glaubst es mir nur, Gott selbst bringt mich nicht zur Mühle.“ Er ist eben zu stolz, ihr willenlos anzuhängen, ihr „Spielpuddel“ zu sein, und so eilt er ohne Gruß von ihr. Aber nach einigen Wochen erscheint die Müllerin bei ihm im Schulhause und erzwingt sich Gehör bei dem Schmollenden. Sie hat die Mühle verkauft, sie kann ohne ihn nicht leben, sie will seine Magd sein. Da endlich sagt er: „Bleibe bei mir, wir werden uns vertragen!“

Die andern drei Novellen des Bandes können nicht auf den gleichen Wert Anspruch erheben, wie die bisher skizzirten. Obgleich auch sie viel geistreiche Züge enthalten, so leiden sie doch unter einer unüberwundenen Sentimentalität.

Aber wichtig sind sie für die Entwicklung der Bülow, denn hier erscheinen jene Charaktere von allzustrengem Pflichtgefühl, deren Typus im „Jonas Briccus“ mit einer ganz seltenen dichterischen Kraft und Tiefe dargestellt ist, nur daß die junge Dichterin in den Novellen noch nicht die rechte Stellung zu dem Motiv gefunden hat und deshalb sentimental geworden ist.

Am unbedeutendsten ist „Gebunden“ trotz der hübschen Skizzirung des die Hauptsache umrahmenden kleinstädtischen Lebens. Auch hier spielt übrigens die Unklarheit des Gefühls mit. Hildegarde ist mit ihrem Better Max in geschwisterlichem Verhältnis zusammen aufgewachsen, bis sie in ein Alter kamen, wo sie sich nicht mehr als Geschwister betrachten durften und sich trennen mußten. Max heiratete, indes Hildegarde mit Verwandten mehrere Jahre Italien besuchte, erkennt aber bald, daß er eigentlich die Cousine geliebt und einen thörichten Schritt gethan habe. Ein erneutes Zusammenleben beider läßt Hildegarde die unbezähmbare Leidenschaft des Betters erkennen; zu stolz, eine Ehe zu zerstören, selbst wo sie den Mann liebt, flüchtet sie von ihm und führt ein unstetes Wanderleben als alleinstehendes junges Mädchen. Jeder Versuchung, zu heiraten, widersteht sie, auch dann, als sie selbst den Freier liebt, auch dann, als sie erfährt, daß Max sein Weib verlassen und im Kriege den gesuchten Tod gefunden hat. Warum? Aus Pflichtgefühl, aus Treue für den Toten.

Ebenso heroisch entsagungsvoll ist die schöne Adelheid von Denden in den „Tagesgespenstern.“ Sie hat die unselige Gabe des sogenannten zweiten Gesichts, jedem Menschen nämlich untrüglich vom Gesicht abzusehen, ob er in diesem Jahre sterben werde oder nicht. Sie ist so unglücklich darüber, daß sie die menschliche Gesellschaft flieht und sich in die tiefste Einsamkeit verbirgt. Aber auch dort trifft sie die Liebe, und sie entsagt dem Glück, ob ihr auch das Herz darüber bricht. Warum? Um keinen andern unglücklich zu machen.

Und vollends Gabriel, dieses Ideal von einem Menschen und Schulmeister, ist ein Pedant, ein Märtyrer des Pflichtgefühls. Der vornehme Arzt aus der Stadt besucht ihn, den hoffnungslos Kranken, aber leider kommt er vor dem beendeten Unterrichte: Gabriel läßt ihn warten bis die Schulstunde aus ist. Gabriel hat als einziges Erbgut von seinen frühgeschiednen Eltern das Bild der Mutter erhalten, das der Vater gemalt hat, er hätte mit dem Verkaufe des bedeutenden Kunstwerks seine eignen Studien fördern können, und that es aus Pietät nicht; aber die Schulden eines Betters zu bezahlen, hat er sich zum Verkaufe des einzigen Besitzes entschlossen, und wie berichtet er davon! „Ich schäme mich zu sagen, daß die Erfüllung dieser Pflicht mir nicht ganz leicht wurde, daß ich im Gegenteile rasch handeln mußte, um es überhaupt zu vollbringen. Es ist nicht weit her mit dem Guten in mir.“ Und weiter: „Vielleicht bin ich darum soviel allein gewesen, weil ich besonders viel Arbeit in mir vorfand; ach, so klein die Aufgabe uns bedünkt, die wir übernehmen, sie ist noch immer viel zu groß!“ So also faßt er die menschliche Pflicht auf: stets bereit

zu sein, aller Welt zu helfen: dem Grafen im Schlosse, wenn Ball ist und Gabriel als guter Musiker zum Tanz so lange aufspielen muß, als die physischen Kräfte es ihm erlauben; der armen Bäuerin im Dorfe, wenn sie Pflege in ihrer Krankheit bedarf. Und als ihn das eigne Leiden darnieder wirft, sagt er: „Ach, mein Lieber, wie unangenehm ist es für unsern Eigenwillen, sich so gedemütigt zu sehen! Es steckt in uns doch immer die stille Überzeugung: ich will, und alles muß sich diesem Willen beugen. Es ist nichts damit; — nichts — nichts — wir sind eben Spreu und Sand — ein Scherben in der Hand des Töpfers.“

Alle diese Motive kommen nun im „Jonas Briccius“ wieder, aber wie so ganz anders ist die Stellung der Verfasserin dazu! Da ist jede Spur von Sentimentalität überwunden, und aus der novellistischen Absonderlichkeit treten sie heraus, um die Gestalt eines allgemein menschlichen Problems anzunehmen, um den Charakter zu einem Typus der Menschheit zu machen. Denn es ist ja in Wahrheit eine allgemein beobachtete Thatsache, daß junge hochstrebende Naturen bei ihrem ersten Eintritt in die praktische Welt die Neigung haben, an alle Handlungen der andern wie nicht minder an sich selbst einen rigoros sittlichen Maßstab anzulegen; sie vermeinen, alles thun zu können, und rechnen auch gern den äußern bösen Zufall zur sittlichen Schuld an, auch das Gefühl der Verantwortlichkeit gern übertreibend, bis sie im Laufe des Lebens Erfahrungen sammeln, gedemütigt werden und Nachsicht für die menschliche Schwäche und Beschränkung lernen. Dies ist die Geschichte des Vikars Jonas Briccius von Lottersleben.

Auch er ist ein Mann von großer Energie des Geistes und Willens. Er besitzt stählerne Nerven. „Er besaß die Gabe, seine Worte klug zu überlegen und einen Umweg nicht zu scheuen. Er hatte ein außerordentliches Gedächtnis, und wenn er seine Rede in Australien begann, sah er bereits, wie ein guter Schachspieler, den ganzen Weg bis zum europäischen Endpunkte klar vor sich.“ Darum gewinnt er eine merkwürdige Macht über alle, die mit ihm verkehren; wen er überreden will, bei dem gelingt es ihm gewiß. Und diese ganze dämonische Macht seiner Persönlichkeit stellt er in den Dienst seines Glaubens. Und er ist ein fanatischer Gläubiger. „Ich habe keine andre Kraft in mir, als die meines Gottes, sagt er einmal, ich weiß nicht, wie man ohne ihn leben kann, doch ich sehe, daß es ein Elend ist. Ich sehe, wie die Lüge herrscht statt der Wahrheit, die Feindschaft anstatt der Liebe, und wie die Menschen tot sind mitten im Leben.“ Die tiefe Leidenschaft seines Wesens verleiht seinem Glauben eine trotzigte Kraft, wie sie nur die Märtyrer der Vergangenheit gehabt haben mögen, und man sagt von ihm nicht mit Unrecht, daß er vor dreihundert Jahren ein Hexenrichter geworden wäre. Diese Energie seines Charakters führt ihn auch zu der streng weltentsagenden Auffassung des Christentums und seines Berufs. Kein Vergnügen, auch keine Kirchweih darf sich der wahre Christ gönnen. „Wir finden das Vergnügen in der Sorge um den Nächsten, in der Ausübung unsrer Pflicht.

Wissen Sie nicht, daß des Herrn Leben uns in der Schrift zum Vorbild gegeben ist? Ich fand dort nichts von Lustbarkeiten, nichts von Kirchweih Tänzen.“ Diesem Vikar ist die Welt ein Zuchthaus, in welchem man sich für das Jenseits vorzubereiten hat; eine Krankheit, eine Blatterepidemie schickt Gott, um die Erlösung zu beschleunigen, zur Buße zu mahnen. Dieser Vikar ist so verrannt in seine Glaubenslehre, daß nicht die beispielgebende Milde seines ältern Pfarrers, noch der Spott andersdenkender, noch die Verweise der ihm vorgesetzten Obrigkeit ihn stutzig machen können. Er fühlt sich unmittelbar berufen, für den Glauben zu kämpfen, die Menschheit zur Buße zu mahnen, und weil er wirklich so ehrlich ist, die strenge Pflichterfüllung, welche er von andern fordert, zunächst selbst aufopfernd zu üben, haben die Leute Achtung vor ihm. Sie hören auch seine Predigten an, nicht weil sie einverstanden sind, sondern weil sie sich gern von ihnen ergreifen lassen, weil sie dabei nicht einschlafen müssen. Im übrigen aber thun sie ihren eignen Willen: sie feiern die Kirchweih nach altem Herkommen mit Tanzen und Trinken, trotz der Gegenrede des Vikars, und da dieser seinen Befehrsgeiz auch so weit treibt, ins Wirtshaus zu gehen, wo auch noch am Montag Kirchweih ist, da rufen sie ihm zu: „Bleib du in der Kirche, Pfaffe! Dort wollen wir dich hören, nicht hier!“ Aber Briccius läßt sich nicht wankend machen. Als ein anderer dabei von einem Schlage schwer getroffen wird, der ihm zugebacht war, da denkt er: „Für das Reich Gottes war es doch besser, wie es geschehen,“ und setzt sein apostolisches Werk unerschütterter fort. Ein alter Sünder stirbt mit blasphemischen Worten auf den Lippen, obgleich Briccius ihm zugefegt hat, zu bereuen — Briccius bleibt fest im Vertrauen auf seinen Glauben. Zuweilen wohl wird ihm bange vor sich selbst, wie weit ihn sein Pflichtgefühl wohl treiben werde: auch er fürchtet, daß ihm sein eigener Dämon über den Kopf wachsen werde. Und er reißt ihn auch weiter, als er geahnt hat. Hat er nicht jenen Sünder auf dem Totenbette retten können, so fühlt er sich „verpflichtet,“ dessen Tochter Blandine, ein schönes, aber leichtfertiges Mädchen zu retten, welches — eine Gefallene — in der Gefahr steht, ganz unterzugehen; zu retten dadurch, daß er selbst sie heiratet, weil kein anderer Mann, wie schon Hebbel ausgeführt hat, darüber hinweg kann; sie zu heiraten, obgleich er selbst eine andre liebt und weiß, daß diese auch ihn lieb hat; verpflichtet fühlt er sich, die Gefallene zu ehelichen, obgleich ihm dadurch seine geistliche Laufbahn weiterhin abgebrochen wird und er aus diesem Stande austreten muß.

Er verläßt also die Kanzel und besteigt das Katheder, er wird Gymnasiallehrer und Publizist im Dienste der orthodoxen Partei. Nun fällt auch von seinem Wesen die mystisch-kirchliche Hülle, und es steht da als nackter, verkörperter kategorischer Imperativ. Er ist der Schrecken seiner Schüler und der ungemütliche Kollege der Professoren; seine Artikel machen durch eine schneidige Schreibart, eine starre, unerbittliche Konsequenz böses Blut. Die aus Pflicht-

gefühl geheiratete Frau führt ein bitteres Leben bei ihm: sie hat es nicht viel besser als im Zuchthause; selbst ihre auffallende Schönheit gereicht ihr zum Vorwurf, da sie zur Sünde verführt. Briccius nimmt alles gleich schwer, die kleinen, durch sein hartes Wesen entstehenden Notlügen des häuslichen Lebens bringen ihn ebenso auf wie die größten Unthaten. Dabei ist er doch im Grunde wohlmeinend, nimmt auch die Pflicht des Gatten so streng wie die andern, ist aber so unliebenswürdig, mit seinen Moralpredigten so unsäglich hart, daß es die demütig dankbare Blandine schließlich auch nicht mehr aushält und mitten im strengsten Winter in die Heimat entflieht, wobei sie sich auf den Tod erkältet und bald nach ihrer Ankunft in Lotterleben stirbt. Diese Erfahrung endlich und mehr noch eine zweite, gleichzeitig hinzukommende bewirken in Briccius die Erkenntnis des großen Irrtums, in dem er bisher befangen war. Blandine hatte Pflege bei eben jenem Doktor Emmerich gefunden, der immer ironisch den Fanatiker der Pflicht beobachtet hat, und der jenes Mädchen heiratete, welches Briccius damals der vermeintlichen Pflicht geopfert hat. Die wahre Humanität des milden Arztes hatte Barbaras Liebe errungen, und Briccius ist Zeuge eines ehelichen Glückes, von dem er kaum geträumt hat. Da gehen ihm endlich die Augen auf, daß es außer der Pflicht noch etwas andres gebe, was göttlicher ist. „Wir reden von dem Willen Gottes, sagte er, ist es nicht Narrheit? Als ob wir diesen Willen begreifen könnten! Und von seinen Gesetzen, als ob es dem Staube möglich sei, gegen die Ordnung des Ewigen zu leben! Uns rettet nichts vor dem Aufblühen, Verwelken und Absterben, weder das, was wir Sünde nennen, noch die Tugend; wir sind machtlos, blind, wahnsinnig, und nicht einmal glücklich in unsrer Blindheit. . . . Ich habe an die göttliche Liebe geglaubt, ohne sie jemals zu begreifen; aber wenn die Liebe das höchste Gefühl der Menschen ist, war es thöricht, sie auch in Gott zu denken? Wir erhoben sie in das Unbegreifliche, um die alten Sagen von der Heldenkraft menschlicher Liebe übertreffen zu können. Ach, es ist etwas Großes in diesem Wahne!“ Und der stolze Jonas Briccius bittet in dieser Stunde bitterster Selbsterkenntnis zum erstenmale um Liebe. Aber, o Ironie des Schicksals, die Frau, um deren Liebe er so spät wirbt, ist die Gattin eines andern, und seine in so tiefer Not des Herzens demütig angebrachte Werbung ist nichts mehr und nichts weniger als ein Versuch der Verleitung zum Ehebruch! Hat da der hinzukommende, in einiger Eifersucht auflodernde Gatte nicht das Recht, dem stolzen Briccius zu sagen: „Für mich bitte ich, daß Sie mein Haus meiden, bis wir um zehn Jahre älter sind, und dann wünsche ich, daß Sie sich dieser Stunde erinnern mögen, wenn Ehr- und Rechtsgefühl wieder in ihrer Seele aufwachen!“

Nun erst ist dieser eiserne Charakter gebrochen, und die nächste Folge ist, daß Jonas Briccius in dumpfe Gleichgiltigkeit für alles versinkt: er vernachlässigt seine Schule, er schreibt keine Artikel mehr, er entzieht sich aller Pflichterfüllung und gerät auf den Standpunkt der „Wurstigkeit,“ des rohen philo-

ströben Genusses. Bei der immer neugefüllten Flasche Wein verbringt er seine Nächte in der ersten besten Kneipe und sitzt so lange, als sie überhaupt offen ist. Aber, und es spricht daraus nicht bloß die Liebe der Dichterin zu ihrem Helden, sondern es ist auch objektiv begründet: ein so tief und gut angelegter Mensch, wie Briccus, kann in der Versumpfung nicht untergehen. Er rafft sich auf, er hat die Erkenntnis gewonnen, daß der wahre Christ in Gott nicht bloß den strengen Sündenrichter sieht, sondern vom Glauben getragen wird:

Ob bei uns ist der Sünden viel,  
Bei Gott ist mehr der Gnade.

In der werththätigen Liebe, nicht in der kalten Pflichterfüllung erkennt er jetzt das wahre Gebot der Moral, und also umgewandelt finden wir nach mehreren Jahren Briccus als Pfarrer von Lottersleben wieder. Die Leute verehren ihn über die Maßen, und mit Recht. Und die Dichterin ist schließlich auch noch gütig genug, ihm seine erste Liebe zur Gattin zu geben, nachdem der sich allzu aufopfernde Arzt bei der Rettung der Kranken aus dem brennenden Spital verunglückt und sie als vorzeitige Witwe zurückgelassen hat.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Handlung und mehr noch die Episode des (hier übergangenen) Theodor, Blandinens Geliebten, an die Gläubigkeit des Lesers starke Anforderungen stellt. Aber wo in aller Poesie setzt der Erzähler nicht einen gläubigen Leser voraus? Nicht auf diese nüchterne Wahrscheinlichkeit kommt es in der Poesie an, sondern auf das Vermögen des Dichters, sich den Glauben des Lesers zu erzwingen, ihn für die Dauer seiner Darstellung in seinem Banne festzuhalten. Und dies ist der Bülow in ausnehmendem Maße gelungen. Der Reichtum an kunstvoll um die poetische Idee geordneten Charakteren, die sich gegenseitig beleuchten und ergänzen, die dichterische Kraft der Belebung all dieser verschiedenartigen Menschen, die durchaus vornehme Darstellung, die jedes überflüssige Wort spart und immer nur Handlungen bringt, die kühne Konsequenz in der Durchführung des Titelhelden: das sind Tugenden, welche das nachgelassene Werk der tragisch dahingegangenen Dichterin zu einem der Meisterwerke der zeitgenössischen Kunst machen. Mit diesem „Jonas Briccus“ hat sie sich eingeschrieben für alle Zeiten.\*)

Innsbruck.

Moritz Necker.

\*) Wir können unsern Lesern mittheilen, daß ein zweites größeres nachgelassenes Werk der Dichterin vom Juli an im laufenden Jahrgange der Grenzboten erscheinen wird.

Die Red.

